XXIX. Jahrg. Berlin, den 2. Oktober 1920 Nr. 1

Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

INHALT

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich **22** Mk., das einzelne Heft **2,00** Mk.



BERLIN
Verlag der Zukunft
SW47, Großbeerenstraße 67
1920

Anzeigen-Verwaltung der Wochenschrift „Die Zukunft"
Verlag Alfred Weiner,
Berlin W8, Leipziger Straße 39.
Fernsprecher: Zentrum 762 u. 10617.

Abonnementspreis (vierteljährlich) M. 22.—; pro Jahr M. 88.—; unter Kreuzband bezogen M. 24.60, pro Jahr M. 98.40. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47, Großbeerenstraße 67, Fernspr. Lützow 7724.



Die Zukunft

Herausgeber

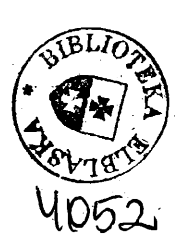
Maximilian Harden

Hundertundelfter Band

Oktober / Dezember 1920



BERLIN
Verlag der Zukunft
Großbeerenstraße 67
1920



Inhalt



Berlin, den 2. Oktober 1920

Der neue Monarch

Praesidia

„Welches Zeichen erweist Dich als zu Gebietersamt Berufenen?“ Die Frage, die Jesus im Tempel nach dem Hall seines Herrnwortes von den Juden Jerusalems hört, müßte überall der Wahl eines Staatshauptes vorangehen. Nicht, wie in alter Monarchie, das ererbte, auch nicht das durch tüchtige Leistung erworbene „Recht“ giebt die Gewähr, daß Einer auf den höchsten Sitz tauge. Dieses vermag nur ein „signum“, ein weihendes Wunder, dessen Glanz unsere Vorstellungart heute aus der Wesenssumme, der Persönlichkeit, leuchten, nicht aus dem blauen Baldachin eines Götterhofes niederrieseln sieht. Republik soll mehr sein als Firma, als Schildwort über der Ladenthür; und wärs nur Wort, dann ist es doch eins, das, wie Mussets Strozzi spricht, die Völker aufstehen heißt, wenn es durch die Luft schwirrt. Republik war in Hochzeit stets, soll und muß sein die Einung aller Willenskräfte zum Zweck innerer Veredelung und äußerer Wohlstandsbreitung im ganzen Bereich, im Oben und Unten des von einer Staatsform umschlossenen Menschheitstheiles. Hier herrscht nicht Einer, nicht ein Klüngel oder mit Vorrecht ausgestattetes Grüppchen; doch in Einem sollen die feinsten Willenskräfte der Volkheit sich so verkörpern, daß jedes unbefangene Auge auf seiner Stirn das „Zeichen“ schaut, dessen Helle den zu Gebietersamt Berufenen erweist. Dann erst vermag er zu sein, was im Feld

einst die Fahne, über thronendem Purpur auf Dutzendköpfen die Krone war: Inbegriff heiligen Gemeinschaftdranges. Ist der Drang, das Bedürfniß geschwunden, das Streben in immer höhere, reinere Empfindenszonen aus den Herzen geschwemmt? Nach Erlebensgraus ohnegleichen sitzen die Völker in Finsterniß am Ufer wild noch aufgedünter, brüllender, nun ächzender Meere und spähen aus müdem Auge nach dem ersten bleichen Streifen, der des Sonnenaufganges Nahen ankünden werde. Das Dunkel weicht nicht; mählich wirds stiller; nur des Meeres, des Windes, banger Menschen Athem ist hörbar. Alle Vorzeichen deuteten auf die Morgendämmerung messianischer Zeit, in der Sehnen den Heiland gebärt. Schroff aber wandten die Menschen sich vom Hoffen auf Menschengröße. Zu oft hatte es sie getäuscht. All die verehrten Kaiser und Könige, die gefeierten Feldherren und Staatsmänner standen als Knirpse oder Mittelwüchsige vor dem ernüchterten Blick. Die besten noch hatten zu klettern, nicht zu bauen, Eingebildetes zu malen, nicht Gemälde in That zu wandeln vermocht. Aus stumpfender Enttäuschung wird Scheu vor Persönlichkeit. Wer weiß, wohin Der wieder führen würde? Die Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika wollen weder den Typ Roosevelt noch den Typ Wilson, wollen nichts Einem der Zwei Aehnliche, weder Hoch- noch Einsamflieger: und stellen den Demokraten James William Cox und den Republikaner Warren Gamaliel Harding zur Wahl. Zwei Männer, die ein den Parteien Ferner kaum unterscheiden kann. Beide aus dem Staat Ohio im Mittelwesten; Beide Fünfziger, unter Bauern erwachsen, früh in Journalismus verschlagen, jetzt wohlhabende Zeitungbesitzer; Beide nie als Vordergrundsmänner, als Champions genannt. Herr Cox, der mit neunzehn Jahren Reporter wurde, hat nach und nach ein paar Lokalblätter gekauft, ist 1908 in den Kongreß gekommen, 1912 Gouverneur von Ohio geworden. Herr Harding, eines Landarztes Sohn, kaufte den über einem Städtchen mit viertausend Einwohnern trüb schimmernden „Star". In zwei Jahrzehnten stieg die Einwohnerzahl aufs Achtfache, die geschäftlich klug geleitete Zeitung wurde ein Goldschacht, der Besitzer durfte sich in größeres Unternehmen wagen, gelangte in den Senat und wird im November

wahrscheinlich zum Präsidenten der Republik gewählt werden. Nicht die vielgenannten Herren Bryan und MacAdoo, Root und General Wood sind Kandidaten geworden; nicht einmal der Welternährer Hoover, der in zwei Erdtheilen erfolgreichste Organisator und eine Weile populärste Mann der Nachkriegszeit, kam ans Ziel. Cox und Harding warben breiteren Anhang. Die, fühlte Mr. Everyman, denken und wollen wie ich, sind vernünftige, kerngesunde Geschäftsleute, gern vergnügte Uramerikaner, die mit der Abstinenz und dem Völkerbund, mit dem Versailler Frieden und anderem Europäerquark, auch mit gelben und schwarzen Problemen bald irgendwie, auf unsere robust rasche Art, fertig werden und von denen Ueberraschung, Phantasieblizzard niemals zu fürchten ist. Aehnlichem Empfinden dankte, vor drei Vierteljahren, Herr Paul Deschanel seine Wahl zum Präsidenten der Französischen Republik. Nicht die Nationalversammlung nur, Kammer und Senat: die Nation selbst zog ihn dem alten Clemenceau vor (der als fast Achtzigjähriger nun im indischen Busch, in Kiplings Jungle, sehen will, wie dort der Tiger es treibt). Auch den in Versailles Erwählten umstrahlte nicht der Glanz besonderer, von Allem ringsum scharf abgegrenzter Persönlichkeit. Als die Salon- und Luxusausgabe des guten Republikaners stand Herr Deschanel vor den Mitbürgern zu Schau. Was der grimme Brisson in Dur gewesen, war der im Exil Geborene in Moll: der wachsam treue Hüter des vom Vater Ersehnten, am vierten September 1870 Gewordenen. Ein kultivirter, das Wort fein meißelnder Mann, dem das Streben in würdige Gerechtigkeit und anständige Haltung stets, noch im Privatgespräch, anzumerken war. In seiner langgestreckten Jugendzeit so emsig modischer Eleganz beflissen, daß Pariserwitz ihn den Fürsten von Kosmetien taufte. Auf dem Vorsitz der Kammer, schlank, mit feinem Kopf, vor sich den Cylinder à huit reflets, immer höflich, nie weichlich: nirgends war ein besserer Präsident. Selten ein so in allen Parteien beliebter, Verwegenheit, Muth zu unerbittlicher Urtheilsaussprache, Alles, was Einem Feindschaft züchtet, hat der Korrekte gemieden; brauchte es, vielleicht, weils nicht auf seinem Weg lag, gar nicht zu meiden. Sein Schicksal schwankt zwischen Shakespeare und Capus.

Er wollte Präsident der Republik werden, hat ein Vierteljahrhundert lang seines Lebens Schifflein in der Richtung auf diesen Hafen gesteuert, ist dort auch sicheren Fußes gelandet: und gleich danach niedergesunken. In Pyjamas, barfuß, fanden Bahnarbeiter auf der Gleisstrecke einen Herrn, der behauptete, Präsident der Französischen Republik zu sein. Aus dem Fenster des Salonwagens gefallen? Das ist, um den zu Huldigung Erschienenen den Staatschef nicht nur als Brustbild zu zeigen, bis dicht an den Wagenboden vertieft. Solcher Sturz eines während der Fahrt Luft Schöpfenden, dennoch, unvorstellbar. „C'est un symbole, mes enfants": würde Onkel Sarcey sagen. Zu lange im Schaufenster. Kein kecker Sprung ins Bunte. Nie zu sorgenlosem Genuß des Erlebnißzufalles die Brust aufgeknöpft. Durch Jahrzehnte alle Kraft an eines Wunsches, nur eines, Deichsel gesträngt, behutsam das Wäglein in die Richtung auf ein Ziel vorgeschoben. Nun, da es erreicht ward, sind die von Stange, Zaum, Kinnkette zerriebenen Kräfte zu Dienst nicht mehr tauglich. Ikarus von Capus. Im Lächeln noch: Jammer genug.

Seit die Psychose des armen Deschanel, des einst „Schönen Paul", als unheilbar erkannt war, sagte ich, vor vier Wochen, Herr Millerand werde ihm ins Elysion folgen. Wenn ihn nicht etwa das Parlament als Ministerpräsidenten unentbehrlich, fürs Erste unersetzlich fand, war, trotz allem Schwatz, Gewink, Gefackel von anderen Kandidaten, seine Wahl sicher. Nun sitzt der streitbare Sozialist der neunziger Jahre auf Mac Mahons Platz. Wieder ein Glanzloser. Herr Alexander Millerand steht im zweiundsechzigsten Lebensjahr; ist seit 1881 Rechtsanwalt in Paris; lernte, nebenbei, in Clemenceaus „Justice" den Journalismus; ging, mit der Mode, in die Sozialdemokratie; wurde Abgeordneter und Leiter des Parteiorgans „La Petite République". Er spricht gut, ist klug und, wie der alte Holstein gern sagte, „wendig"; war bald drum ein von Großkapitalisten gesuchter Sachwalter. Hat die einträgliche Praxis, die wärmende Luftschicht der Geschäftswelt ihn dem Sozialismus entfremdet, die nützlichen Kräfte kapitalistischer Wirthschaft, die so rasch den Wohlstandsbereich gebreitet hat, erkennen gelehrt? Im Sommer 99

trat er, als Handelsminister, in das „bürgerliche" Kabinet Waldeck-Rousseau. Schlimm. Schlimmer: neben ihm saß, als Kriegsminister, Marquis de Galliffet, „der Geiselschlächter von 71", den Alexanders Zunge und Feder so oft in den Höllenpfuhl verdammt hatte. Die rothe Partei murrte; und stieß ihn, weil er gegen einen Sozialistenantrag gestimmt hatte, im Januar 1904 aus ihren Reihen. Um die Zeit des beginnenden Marokkohaders. Der bewirkt Wandlung der Menschen und Umordnung der Frontgruppen. Der tiefe Pfluggang scharfkantiger Militärfeindschaft, seit dem Fall Dreyfus pariser Mode, wird durch stilles Einverständniß gehemmt; die „Entwurzelten", gestern als Spitzreiter feinster Kultur bewundert, werden gevehmt. Weil Deutschlands Absicht auf Angriff, mindestens auf Vormundschaft über Westeuropa offenbar wird, müssen wir (heißts) uns wieder stärker waffnen, die Dienstzeit längern, die Volksvermehrung begünstigen, die Wurzeln des Gefühles für Vaterland, Fahne, Nationalmacht mit allem erlangbaren Stoff düngen. Der Gruppe dieses Glaubens gesellt sich Herr Millerand. Ueber das kahle Geäst seines Sozialismus, aus dem nie wieder ein Keimchen sproß, hißt er die Trikolore. Als Kriegsminister führt er die „retraites militaires" wieder ein, die der graziöse Reiter Galliffet selbst ruhen ließ; alltäglich fast labt Marschmusik heimziehender Truppen das Ohr des Franzosenvolkes und überschmettert die allgemach langweilende Weise des Lampionliedes. Der neue Kriegsminister gefällt. Seine Organisatorsleistung wird dicht neben Freycinets gereiht. Wilhelms Bleistift seufzt: „Hätten wir doch einen Millerand!" (Einen in der Sozialistenfraktion aufgewachsenen Kernpatrioten. Daß er ein Dutzend von der Sorte haben könnte, ahnt der Randkritzler nicht.) Franz Joseph hat dem Handelsminister die Eiserne Krone verliehen, deren Zweite Klasse das Recht auf Rang und Titel der Freiherren giebt: und Genossenhohn nennt ihn seitdem „Monsieur le Baron". Als Krieg wird, verblaßt der Ruhm des Ministers; zischelts oben und unten: „Der hat auch nur geblasen. Wir sind nicht vorbereitet." Herr Clemenceau winkt ihn nicht in seine Regirung; holt ihn aber nach dem Waffenstillstand in das wichtige

Amt des Generalkommissars für Elsaß-Lothringen; kürt ihn beim Scheiden aus dem Ministerpräsidium als Folger und sagt, nach Millerands Gelübde, die clemencistische Politik fortzusetzen, dennoch: „Das kann ja putzig werden!“ Wird aber nicht. Der Alte, der sich noch immer als den „patron“ des in die Zeitungwelt tastenden Anwaltes fühlt, hatte geglaubt, vom Elysion aus, als Präsident der Republik, mit Halfter und Sporn den Jüngeren lenken zu können. Da der Pfad auf die steile Höhe ihm aber (von den Herren Briand und Poincaré) gesperrt worden war, knurrte unter dem Keltenschnurrbart spöttischer Zweifel: Der Knirps will meinen Harnisch umschnallen? Der war nicht so thöricht. Hat das Rüstzeug in den Reliquienschrein beigesetzt, dreimal sich tief verbeugt und ist, unbeschwert von Stahl und Riemen, auf selbst gewähltem Weg dann vorwärts geschritten. Nach der Sintfluth kann Einer, der von Staatengeschichte wenig, von Personalien nichts weiß, der nur das letzte Jahrzehnt wach, dem Geschehenden nah, erlebt hat, sich in die Leitung internationaler Politik wagen. Herr Millerand thats; und hat das Auswärtige nicht schlechter besorgt als zuvor die Ministerien für Handel, Oeffentliche Arbeiten und Krieg. Ihn anzuseilen, ist weder Herrn Lloyd George noch der List des firnen Greises Giolitti gelungen. Wo Nachgiebigkeit nicht zu vermeiden war, hat der Wendige sich stets früh genug, im Blinkschein freiwilligen Entschlusses, darein bequemt. Doch sähe die Nation in ihm den unentbehrlichen Mann der Stunde, so hätte sie nicht den selben Piloten, die Deschanels leckes Glücksschiff in den Hafen steuerten, erlaubt, den Herrn des Quai d'Orsay ins Élysée zu führen. Er selbst hätte wohl gern noch ein Weilchen gewartet. Weils nicht sein konnte, forderte er die Breitung des Bettes, durch das Präsidialeinfluß in die Regirung strömt, Stärkung der Exekutivgewalt und versucht (was Clemenceau versuchen wollte), zugleich Staatshaupt und Chef der Regirung zu sein.

Solche Versuche sind nicht so neu, wie der Zeitungleser jetzt glauben soll. Zu Sadi Carnot, der, als glanzloser Träger eines großen Republikanernamens, die kräftiger in Persönlichkeit strotzenden, drum gefürchteten Herren Ferry

und Freycinet in der versailler Wahlschlacht besiegt hatte, sprach Vicomte Eugen Melchior de Vogüé: „Der Präsident der Republik kennt seine Macht nicht. Das ist sein einziger Fehler. Ohne Ringersmühe und Lärm ist er, mit nicht hochtönendem, doch reinem Ruf, bis in das höchste Amt gelangt und hat sacht, durch die löblichste Haltung und durch unerhoffte Glückszufälle, auch in der Oeffentlichen Meinung würdiges Ansehen erworben. Dem Volk ist er der Mann der Weltausstellung und der Mann von Kronstadt; obendrein der unbescholten redliche Mann. Durch die Sphären der Politik klingen stolzere Namen; doch das Gerücht von ihren Verdiensten hallt kaum bis in die schwerhörigen Massen, in deren Stübchen nur für ein Bild, in deren Gedächtniß nur für einen Namen Raum ist. Aber der Präsident ist Gefangener in einer Verfassung, die ihn entmachtet! Auf diesen Gemeinplatz führt man uns täglich; betrachtet ihn aber niemals mit prüfendem Blick. Die Verfassung giebt dem Staatshaupt mehr Machtmittel, als zu Regirung nöthig sind. Der Präsident kann, mit dem selben Recht wie Kammer und Senat, Gesetze vorschlagen, dem Parlament vorlegen. Er gebietet dem Heer und der Flotte und ernennt alle in civile oder militärische Aemter Berufenen. Er kann Botschaften an die Kammern richten, erneute Berathung über alles schon Erledigte von ihnen fordern, zweimal in jeder Session das Parlament auf je einen Monat schließen und, wenn der Senat zustimmt, die Kammer der Abgeordneten auflösen. In der Wahl der Minister ist er vollkommen frei; kann auch, wann es ihm beliebt, Botschaft in das Land schicken. Gefälchter Brauch, nicht die Verfassung, hält ihn gefangen. Die Kammerauflösung, nichts Ungewöhnliches im Verfassungleben der Nachbarvölker, wird bei uns schon als etwas dem Staatsstreich Aehnliches verschrien. Wenn der Präsident, im Senat oder draußen, für jedes Ministerium einen sachverständigen Mann, der gar keinen großen Namen zu haben braucht, der nur tüchtig ist, wählt und diesem Kabinet als Waffe den Auflösungbeschluß in die Hand giebt: ich gehe jede Wette ein, daß ihm, nach solchem Handeln, das befragte Land eine feste Mehrheit stellen wird. Das wäre erschreckende Neuerung? Schon Stuart

Mill hat gesagt, daß mit kleinen Mitteln für das Ganze eines Volksstandes nichts zu erwirken ist. Gewiß: am ersten Abend wird aus ein paar Blättern mörderliches Geschrei über Verrath, Staatsstreich, persönliches Regiment heulen. Mit ruhigem Gewissen und der Verfassungurkunde vor dem Auge kann der Präsident das Verbrausen des Sturmes abwarten. Wüßte er nur, wie gleichgiltig unserem Frankreich das politische Personal ist, mit dem mans verwechselt, und wie wenig, weit hinter dem Vorhang des Pariserlebens, die Volksseele sich um all Das kümmert, was die Spezialisten aufregt! Kräftige Leitung, die in die Wirrniß der Wünsche eine klare Losung ruft: und der unveränderte Wahlkörper liefert eine ganz andere Kammer. Wer hörte nicht schon einem Publizisten, aus dem noch der Zorn des eben fertigen Artikels gegen die Willkür persönlicher Macht dampft, die Feder hinwerfen und aufschreien: ,Ist denn nirgends der rechte Mann?' In kritischen Stunden fordert ein großes Volk vom Staatshaupt mehr als Korrektheit; die schätzt es nicht hoch ein. Selbst das inkorrekte, sogar das erfolglose Handeln des Staatshauptes spricht der Volkstrieb von Schuld frei, wenn er fühlt, daß dieses Handeln vom Gewissen des Verantwortlichen befohlen und zu Rettung des Vaterlandes aus Gefahr bestimmt war." Ehe der Erbe des großen Namens die (von Caran d'Ache, dem Meister satirischer Zeichnung, geistreich karikirte) steife Würde der ohne Pause „repräsentirenden" Zinnfigur abgeschüttelt und sich in kräftige Handlung entschlossen hatte, riß ihn der Dolch des Anarchisten Caserio vom elysischen Sitz. Den erstieg, mit dem Vorsatz, jedes Mittel der Präsidialmacht zu nutzen und sie, wenns sein müsse, noch weiter zu dehnen, Casimir-Périer: doch auch dieser Erbe eines Republikanerrufes war nur Enkel, nicht zu Thatzeugung rüstiger Ahn, und entlief drum der Nothwendigkeit, gegen das Getriebe, Geschiebe emsiger Streber und Beutesucher sich durchzusetzen. Faure, Loubet, Fallières: unter jedem Präsidenten tauchte die Frage auf, ob er genug, ob zu breiten Einfluß in die Mündung der Regirerbeschlüsse habe. In der Meinung, daß Präsident Poincaré die Ministerien beherrsche, allzu persönliche Politik treibe, trafen, nur hierin, die So-

zialisten mit ihrem Erzfeind Clemenceau zusammen. Wird Frankreichs Alexander den Knoten des Problems zerhauen? Das Ministerium Leyues ist Ausweg, nicht Lösung.

Accusator

Herr Raymond Poincaré, der aus siebenjährigem Erlebniß wohl zu Klärung der Sache Nützliches ausplaudern könnte, müht sich um anderen Gegenstand; steht, noch immer, mit rauher Rüge als Ankläger vor Deutschland. Horchet, was sein letzter „Freier Brief" im „Temps" uns sagt.

„Die Reise des Ministerpräsidenten in das von den verbündeten Truppen besetzte deutsche Gebiet kann zwiefachen Nutzen einbringen. Manchem, der allzu schnell unseren Sieg vergessen hat, wird sie ihn ins Gedächtniß zurückrufen; und zugleich wird sie uns die Gelegenheit bieten, vor unserem Innenauge die Zeit nach 1871 auferstehen zu lassen. Der Vergleich der Gegenwart mit der Vergangenheit muß lehrreich werden. Die deutschen Zeitungen, die in der Reise des Herrn Millerand, wie, ein paar Monate zuvor, in der des Fürsten von Wales, ein Aergerniß, einen Mangel an Zurückhaltung sahen, haben vergessen, daß vor fünfzig Jahren unsere von Deutschlands siegreichem Heer besetzten Departements sehr oft, bis ans Ende der Besatzungzeit, Spazirgänge der höchsten deutschen Würdenträger sahen. Noch am siebenten und achten März 1873 ließ Prinz Friedrich Karl in Commercy und Verdun Regimenter, denen er angehört hatte, paradiren. In diesem März drohte sogar ein dramatisches Ereigniß. Das alte Schloß des Königs Stanislaus in Commercy, schon damals in eine Kaserne umgewandelt und mit deutschen Husaren belegt, trug eine metallene Wetterfahne. Die hatte der Platzkommandant nie beachtet; erst in der Stunde, die des Prinzen nahe Ankunft meldete, fiel sein Blick auf die Wetterfahne und sah: sie war mit Frankreichs drei Farben bemalt. Flink herunter und eine Preußenfahne aufs Dach! Große Unruhe in der Stadt. Die Gemeindeverwaltung lief nach Nancy, wo das deutsche Hauptquartier seinen Sitz hatte, und suchte den Grafen Saint-Vallier auf. Der vertrat, als Bevollmächtigter Gesandter, unser Vaterland beim Oberkommando der deutschen Besatzungtruppen. Das

deutsche Heer fühlte sich so ganz als Inhaber der Staats-
macht, daß wir, auf unserem eigenen Boden, zu Vertheidi-
gung der Landesinteressen einen Diplomaten bestellt hatten.
Herr von Saint-Vallier, dem Präsident Thiers durchaus ver-
trauen durfte, hat seiner heiklen Aufgabe taktvoll genügt;
dabei muß erwähnt werden, daß sie ihm durch die Höflich-
keit des Generals Von Manteuffel erleichtert wurde. Der
Graf erlangte denn auch die Begnadigung der Wetterfahne,
deren drei Farben vom Regen fast weggespült waren und
die das Auge des Prinzen Friedrich Karl nicht auf sich len-
ken konnte. Um diese ungewöhnliche Milde zu erreichen,
mußte immerhin ein französischer Gemeinderath, ein fran-
zösischer Gesandter und ein deutscher General in Beweg-
ung gesetzt werden; und schließlich hat militärische Will-
kür den Befehl militärischer Willkür aufgehoben. Heute
sind, auf dem linken Rheinufer und auf den Brückenköpfen,
die verbündeten Heere weitab von der Machtfülle, die, nach
dem Abschluß des Frankfurter Friedens, das deutsche Heer
hatte. Nach dem Wortlaut des zu Ausführung (richtiger:
zu Milderung) der Artikel 428 und der folgenden des Ver-
sailler Vertrages am achtundzwanzigsten Juni 1919 unter-
zeichneten Abkommens ist eine Civilbehörde, die Hohe
Kommission der Rheinlande, der oberste Vertreter der Ver-
bündeten und Verbundenen Mächte im besetzten Gebiet;
und die deutsche Regirung denkt so wenig an zeitweiligen
Verzicht auf ihre Machtrechte, ist dem Gedanken, diese
Rechte auf die Hohe Kommission zu übertragen und sich
bei ihr diplomatisch vertreten zu lassen, so fern, daß die
Reichsminister sich in Köln, Koblenz, Mainz zu Schau stellen,
daß sie kommen und gehen wie nach und von Leipzig, Dres-
den, München. Auch sonst bilden sich im Gedächtniß viele
Vergleichspunkte. Artikel 8 des erwähnten Abkommens
schreibt vor, daß Mannschaft und Unteroffiziere, außer in
Fällen drängender Eile, in Kasernen, nicht bei Einwohnern,
zu herbergen seien; und die neulich von Herrn Millerand besich-
tigten Truppen sind ja auch, so gut es eben ging, in Mili-
tärgebäuden oder Baracken untergebracht, ohne den Ein-
wohnern irgendwo lästig zu werden. In den Jahren deutscher

Besatzung hat diese Unterkunftfrage sehr oft ernste Schwie-
rigkeit bewirkt. Deutschland hatte behauptet, seine Soldaten
seien an Bürgerquartier gewöhnt und diese Gewohnheit werde
durch gemeinsames Hausen gestört; Kasernirung bringe sie
um die Hauptvortheile, die besten Freuden der Besatzung-
zeit. Erst nach langen Monaten wurde vom Oberkommando
die Genehmigung erlangt, die deutschen Truppen in un-
sere Kasernen zu legen. Die aber (Das war Erlaubnißbe-
dingung) mußten zuvor ganz neu ausgebaut und möblirt wer-
den. Und kaum schien das Einvernehmen gesichert: da ver-
ließen, unter den phantastischsten Vorwänden, die Leute die
ihnen zugewiesenen Gebäude und machten sich selbst bei den
Bürgern Quartier. Wieder war ein großer Aufwand von Mühe
nöthig, um unser Volk aus dieser Knechtschaft zu befreien.
Als dann ein Departement nach dem anderen geräumt wurde,
wollte Deutschland seine ganze Mannschaft in die Zone füh-
ren, die es noch besetzt hielt. Weil dort der Kasernenraum
nicht genügte und das Civilvolk vor Ueberfluthung behütet
werden sollte, wurden überall Holz- und Ziegelbaracken ge-
baut. Herr Valfrey hat in seinem Buch über die Befreiung
unseres Bodens die ungeheure Arbeit errechnet, die der Auf-
bau dieser Nothkasernen erzwang. Und in einem Winkel
meines Gedächtnisses lebt noch Erinnern an die Trauer, die
ich, so klein ich war, empfand, da, in Bar-le-Duc, unser
hübscher Weidenweg durch die preußischen Baracken ver-
unstaltet wurde. Uebrigens waren die deutschen Soldaten
im Allgemeinen viel erträglicher als ihre Offiziere. Die hatten,
fast alle, die Landsknechtsseelen, vor denen schon Saint-
Simon gewarnt hat. Ihre hochfahrende Rechtsanmaßung ge-
berdete sich, als wären sie Herren der requirirten Häuser.
Unter dem Schutz des Belagerungzustandes herrschte ihre
Willkür. Unsere Offiziere zeigen dem besetzten deutschen
Gebiet andere Sitten. Der Belagerungzustand ist nicht ver-
kündet und die Verkündung an so viele Formalien geknüpft,
daß nur ganz außerordentliche Ereignisse dazu führen könn-
ten. Die Rheinländer spüren also nichts von all den Be-
schwerden und Lasten, die ein Theil Frankreichs nach un-
serer Niederlage über drei Jahre trug. Und wie viele Unter-

schiede und Gegensätze sonst noch! Nach 1870 ersann ein Deutscher Botschafter (dessen prädestinirter Familienname jetzt, in dem Bericht über das breslauer Attentat, uns wieder ins Ohr klingt), Graf Arnim, die übelsten Verleumdungen Frankreichs. Heute hat Herr Charles Laurent in Berlin nur Worte des Wohlwollens für Frankreich. Nach 1870 ließ Thiers, das Haupt unserer Regirung, dem neuen Deutschen Kaiser, dem Fürsten Bismarck, dem General Von Manteuffel jede erdenkliche Höflichkeit erweisen. Er stand mit dem General sogar in freundschaftlichem Briefwechsel, den man in dem Buch des Herrn Doniol oder in der (für eingeschränkte Oeffentlichkeit bestimmten) Ausgabe des Fräulein Dosne nachlesen kann. Der Reichspräsident zeigt sich dem Oberkommissar Tirard und dem General Degoutte nicht von solchem Streben nach Höflichkeit erfüllt. Am fünfzehnten März 1872 schrieb Thiers an den Grafen Saint-Vallier, um ihn an den zweiundzwanzigsten, den Geburtstag des Deutschen Kaisers, zu erinnern und anzuordnen, daß an diesem Tag die Präfekten der besetzten Departements den deutschen Militärbefehlshabern Besuche machen sollten; ausdrücklich betonte er, sie dürften sich nicht mit Kartenabgabe begnügen. Im Rheinland hatten die preußischen Beamten neulich den allerliebsten Einfall, den Sedantag feiern zu wollen. Doch der wichtigste Unterschied der zwei Besatzungzeiten ist durch die Verträge selbst bedingt. Vor fünfzig Jahren war Frankreichs Erde das Pfand für die Bezahlung der fünf Milliarden, die Deutschland uns, als Entschädigungsumme, auferlegt hatte. Wir mußten uns um schleunige Tilgung unserer Schuld mühen, weil wir nur dadurch das Land vom Fremdling befreien konnten; und allbekannt sind die schwierigen Verhandlungen, die Herr Thiers, zu Beschleunigung des Freiheitanbruches, führte. Deutschland feilschte lange um jede Zollbreite des uns zurückzugebenden Bodens. Trotzdem die Zahlungtermine stets mit gewissenhafter Pünktlichkeit eingehalten wurden, ließ die zugesagte Räumung immer wieder auf sich warten. Herr Pouyer-Quertier mußte erst nach Berlin fahren, um den Vertrag vom zwölften Oktober 71 durchzusetzen, der den Departements Aisne, Aube, Côte-

d'Or, Haute-Saone, Doubs, Jura die Befreiung sicherte. Am
neunundzwanzigsten Juni 72 mußte ein neuer Vertrag un-
terzeichnet und von der Nationalversammlung ratifizirt wer-
den. Die fortschreitende Gebietsbefreiung wurde so ange-
ordnet, daß der Weg nach Paris dem deutschen Heer immer
ganz offen blieb. Am dreizehnten April 73 meldete Saint-
Vallier Herrn Thiers, an dem Tag, da Manteuffel Nancy
verlasse, werde er mit dem Hauptquartier nach Verdun ge-
hen (das, als Pfand unseres Schuldrestes, nach mühsäligen
Verhandlungen an die Stelle von Belfort gesetzt worden
war); und schon am fünfzehnten empfahl Thiers dem Ge-
sandten, ‚ohne ängstliche Rücksicht auf Kosten die schick-
lichen Vorbereitungen zu bestimmen'. Am vierten August 73
ritt Manteuffel an der Spitze seiner Truppen vom Stanislaus-
platz aus durch Nancys Thor: und in der nächsten Minute
hatten alle Häuser der Stadt unsere Fahne gehißt. Am drei-
zehnten September rückte das deutsche Oberkommando aus
Verdun ab und am sechzehnten wurde, um sieben Uhr früh,
der letzte aller besetzten Orte, Conflans-et-Jarny, frei. Die
fünf Milliarden waren abgezahlt. Unsere Erde gehörte uns
wieder ganz. Die Artikel 428 und folgende haben, leider,
Schuldentilgung und Okkupation nicht in das selbe Ver-
hältniß zu einander gebracht. Für den von vorsichtiger Ge-
rechtigkeit empfohlenen Gedanken einer Grundhypothek
war weder Präsident Wilson noch Herr Lloyd George zu
haben. Ob Deutschland seine Schuld abgezahlt habe oder
nicht: nach Ablauf von fünf Jahren müssen die Verbündeten
den kölner Brückenkopf und die nach dem Vertrag ihm zu-
gehörige Zone räumen; fünf Jahre später Koblenz mit seiner
Zone; und nach abermals fünf Jahren Mainz, Kehl und den
ganzen Rest des heute besetzten Gebietes. Zahlt das frei-
gewordene Deutschland uns dann nichts mehr, so sind wir
genöthigt, das Ausbleiben der Zahlung zunächst der Ent-
schädigung-Kommission anzuzeigen, und können erst da-
nach, gewiß unter recht schwierigen Umständen, einen Theil
unseres Pfandes oder auch das ganze zurücknehmen. Da
nun Festhalten stets besser als Nachlaufen ist, wollen wir
uns recht genau die Antwort merken, die Herr Millerand

jüngst dem Vorsitzenden des Senatsausschusses für internationale Angelegenheiten, Herrn de Selves, gab: ‚Die Räumungfristen sind an die getreue Erfüllung aller deutschen Pflichten geknüpft und laufen noch gar nicht: denn bisher hat ja Deutschland die Pflichterfüllung nicht begonnen.‘ Das ist die Meinung Frankreichs. Das ist der unzweideutige Wille des in Versailles unterschriebenen Vertrages. Und wir können nicht zweifeln, daß so auch unsere Bundesgenossen denken.“

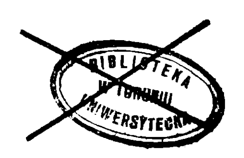
Daß mit dem breslauer Unfug kein Arnim Gemeinschaft hatte, daß aber ein Hauptmann dieses Namens bei dem berliner Fahnensalut am Pariser Platz der von ihm geführten Reichswehrmannschaft nicht das Singen eines Trutzliedes verbot, daß die der Französischen Republik unfreundlichen Berichte des Botschafters Grafen Arnim vom Kanzler Bismarck herb getadelt wurden und wie das Amtleben dieses Harry Arnim endete: Das könnte, müßte sogar der Vielleser Poincaré wissen. Seine Angabe, im Rheinland werde der Einwohner nirgends belästigt, von der Besatzunglast nicht gedrückt, würde am Besten mit der Einladung beantwortet, sich selbst von der Unwahrheit zu überzeugen. Der Abgeordnete Schiffer hat nach einer Reise durch Städte und Dörfer des Rheinlandes auf der Demokratischen Konferenz in Ulm gesagt: „Selbst kinderreiche Familien sind oft genöthigt, drei Viertel oder vier Fünftel ihrer Räume den Ententetruppen für Bureaux, Messen, Wohnungen der Offiziere, Beamten, Soldaten zur Verfügung zu stellen. Kranke müssen ihre Zimmer verlassen und mit Gesunden zusammen wohnen. Oft muß das Mobiliar in den abzutretenden Räumen bleiben, wird nicht sorgsam geschont und Jeder kann sich das Gefühl der deutschen Hausfrau vorstellen, die ihre Wäsche und Betten, ihr Silber und Glas in solcher Hut weiß. Die den Einwohnern gewährte Entschädigung ist lächerlich gering und gestattet, bei den Preisen von heute, nicht den bescheidensten Ersatzkauf. Die kleinste militärische Abtheilung hat ihre eigene Messe (Kantine, Kasino), die, auch für das Wirthschaftpersonal, viele Räume fordert. Dieser Wohnungnoth im Rheinland abzuhelfen, muß unsere nächste Aufgabe sein.“ Daß reiche Hausbesitzer alle behaglichen Räume frem-

den Offizieren lassen und sich mit ihren Familien in enge Oberstockzimmer pferchen mußten, war längst bekannt. Leicht wäre auch das allzu schroffe Aburtheil über die deutschen Offiziere von 1870 als unhaltbar zu erweisen. Rüpel, Lüdriane, Gauner giebts in jedem Heer. Daß mancher Offizier im „Rollen und Retten" (von Bildern, Schmuckgeräth, Möbeln) zu eifrig war, gestand, noch in währendem Krieg, sogar der patriotische Feinphilister Gustav Freytag. Führten denn die Franzosen, Militär und Civil, den Krieg immer glimpflich? Der vom Compagnieführer und vom Stabsarzt bescheinigte Fall des mit ausgeschnittenen Augen auf dem Weg nach Vendôme gefundenen Kürassiers war nicht vereinzelt. Wie anständig die Mehrheit deutscher Offiziere sich hielt und wie schnell sie in leidliches Verhältniß zu Ortsbehörden und Quartiergebern kam, bezeugen viele Artikel und Tagebücher aus beiden Lagern. Und warum schränkt Herr Poincaré den Vergleich in die Zeit nach dem Waffenstillstand? Er weiß genau, wie unsere Parlamentäre im Wald von Compiégne empfangen, wie später in Trier behandelt wurden; daß noch heute, fünfzehn Monate nach Friedensschluß, etwas gesellschaftlichem Verkehr Aehnelndes zwischen Franzosen und Deutschen der Regirerschicht „unmöglich" scheint. 1871 wars anders. „Am dreiundzwanzigsten Januar, abends nach Sieben, traf Favre bei uns ein und der Kanzler hatte mit ihm eine Unterredung, die ungefähr zweiundeinehalbe Stunden dauerte. Inzwischen unterhielten im Salon Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen den Begleiter Favres. Beide bekamen auch zu essen, was in der Eile zu haben war, Cotelettes, Rührei, Schinken und Anderes; den armen Martyrern der Hartnäckigkeit wirds wohlthun. Gegen Elf begleitete Hatzfeldt die Herren im Wagen nach der am Boulevard du Roi für sie ausgesuchten Wohnung. Als der Kanzler, der noch zum König gefahren war, zu uns in das Theezimmer tritt, sieht er ungemein vergnügt aus, setzt sich, läßt sich von mir Thee einschänken und ißt trockenes Brot dazu. Nach einer Weile fragt er seinen Vetter: ‚Kennst Du Das?' Worauf er eine kurze Melodie pfeift, das Signal der Jäger, daß der Hisrch erlegt sei. Favre, sagte er dann, ‚ist viel grauer geworden, auch dicker,

vermuthlich vom Pferdefleisch. Er sieht aus wie Einer, der in der letzten Zeit viel Verdruß und Aufregung gehabt hat und dem jetzt Alles Wurscht ist. 'Uebrigens war er sehr aufrichtig und gestand, daß es in Paris schlecht gehe.' Hatzfeldt berichtete nach der Rückkehr, Favre sei froh, daß er erst im Dunkeln ankam, und wolle morgen bei Tag nicht ausgehen, um nicht Aufsehen zu erregen und von den Versaillern belästigt zu werden." (Tagebuch von Moritz Busch.) Jules Favre hatte also, obwohl dicht bei Versailles gekämpft wurde, schrankenlose Bewegungfreiheit. Die vom Herrn Erzberger geführte Delegation durfte noch in Trier, vier Wochen nach Waffenstillstand, auf Befehl des Marschalls Foch das militärisch bewachte Hotel nicht verlassen und auf den Trittbrettern der Autos, die sie zur Verhandlung fuhren, standen Soldaten. Am vierundzwanzigsten Januar 71 übernahm Bismarcks Vetter Bohlen die Höflichkeitpflicht, Favre heimzugeleiten. Am nächsten Abend bequemt der Franzose sich, beim Diner mit dem Kanzler Sekt zu trinken. „Vorgestern wollte er nicht; heute ließ er sich einschänken. Neulich hatte er sogar wegen des Essens Gewissensbedenken; ich redete sie ihm aus und der Hunger wird mir beigestanden haben. Er aß wie Jemand, der lange gefastet hat. Er erzählt übrigens recht hübsch." Auch der General, den Favre dann aus Paris mitbringt, speist nun bei Bismarck; und der Adjutant, Hérisson de Saulnier, bewirthet diese Tafelrunde mit ergötzlichen Schnurren aus der Hungersnothzeit. „Wir haben einen großen Theil des Zoologischen Gartens aufgegessen. Das Pfund Elephantenfleisch kostete zehn Francs und schmeckte wie derbes Rindfleisch. Tigercotelettes und Kamelfilet wurden angeboten, Hunde und Katzen geschlachtet, von den Tauben nur die mit neun Schwanzfedern, die Brieftauben, geschont. Hatte eine nur acht, so hieß es: ‚Blos ein Civilist'; und sie ging den Weg alles Fleisches. Eine Dame habe aber gerufen: ‚Nie wieder esse ich Taubenfleisch; ich hätte das Gefühl, einen Briefträger verspeist zu haben'. Der Chef erzählte ihm dafür Anderes, was man in den Salons und Klubs von Paris noch nicht wissen konnte und gern hören werde." So munter gings in Bismarcks versailler

Quartier zu. Dort schrieb Favre (der auch den Finanzminister Magnin mitbrachte) die Depesche, die Gambetta, den Diktator von Tours, um Nachgiebigkeit anflehte. Die Antwort schließt, drei Tage nach der Kapitulation von Paris und dem Waffenstillstand, mit dem Rufe: „Zu den Waffen! Hoch die untheilbar einige Republik!" Am fünften Februar sitzt Favre „sorgenvoll" bei Tisch. Am sechsten tritt Gambetta aus der Regirung. Am einundzwanzigsten sagt Bismarck: „Metz könnten wir den Franzosen lassen, wenn sie uns dafür eine Milliarde mehr gäben; mit achthundert Millionen könnten wir uns etwas weiter zurück eine neue Festung bauen und noch zweihundert profitiren. Ich mag in unserem Haus nicht so viele Franzosen, die nicht drin sein wollen. Die Militärs aber werden auf Metz bestehen." Am nächsten Tage kommt Thiers, das Haupt der Regirung; kommt dann öfter. Und der Kanzler urtheilt: „Er gefällt mir recht gut, ist ein feiner Kopf, hat gute Manieren und weiß sehr hübsch zu erzählen. Auch dauert er mich manchmal; denn er ist ja in schlimmer Lage." Durfte Herr Poincaré den Zustand, der unter so freundlichen Vorzeichen begann, ohne Vorbehalt neben den in Compiègne, Trier, Versailles beschlossenen rücken? Würde er freundschaftlichen Briefwechsel, wie ihn Thiers mit Manteuffel hatte, zwischen dem General Degoutte und dem Reichspräsidenten billigen? Vor fünfzig Jahren was das Streben deutscher Politik, die Französische Republik zu festigen, weitab von Vogesen und Rhein nützlich zu beschäftigen, ihr Bereicherung nicht nur zu gönnen, sondern, wo es ging, zu erleichtern und so in absehbare Versöhnung den Weg zu bahnen. Als ehrlicher Mann darf Herr Poincaré nicht behaupten, daß die Politik seines Vaterlandes heute von solchem Vernunftempfinden bestimmt wird.

Aus Frankreichs politischer Haltung nach 1870 wäre, dennoch, Allerlei zu lernen. Statt des ewigen Gestöbers von Protesten, die kaum irgendwo noch beachtet werden, ein deutscher Saint-Vallier, ein der Rheinland-Kommission beglaubigter kluger Weltmann, der nur fest begründete, der Rede werthe Beschwerde vertritt, nicht jede in die Zeitung bringt und schon dadurch die Sühne erschwert, der in stetem



höflichen Verkehr mit den fremden Behörden alle schwierigen Fragen, ehe sie eitern, im Geist ernster Gerechtigkeit erörtert: Das wäre immerhin Besserung. Unter den Diplomaten, die seit sechs Jahren „im Ruhestand" leben (und deren Sold jetzt beträchtlich erhöht worden ist), sind zu solchem Amt taugliche Männer. Die richtige, einzig richtige Lösung wäre, freilich, ein Abkommen, das die Rheinländer von der Besatzung, die Westmächte von häßlicher Büttelpflicht befreit. Herr Poincaré erzählt, wie tief ihm, dem lothringischen Knaben, das Unglück der Okkupation sich eingedrückt habe. Darf er wünschen, daß Deutschlands Jugend unter ähnlichem Eindruck aufwachse, von Franzosenhaß, wie von geilem Schlingkraut, umrankt werde? Darauf deutet seine Mahnung, die Räumungfrist noch zu längern und das Pfand nicht aus der Hand zu geben, ehe die ganze Schuld abgezahlt ist. Manto, die vom Vater Teiresias die Sehergabe erbte, mag auch diesen Unmögliches Begehrenden mit freundlichem Blick umfangen. Frankreichs Willensaufwand hat in zwei Jahren die Abzahlung der fünf Milliarden ermöglicht. Ob Deutschland auch nur die (ungefähr) zwei Milliarden für die Besatzungtruppen in jedem Jahr aufbringen kann, ist fraglich. Und muß die kölner Zone noch fünf, die koblenzer zehn, die von Mainz und Kehl fünfzehn Jahre unter Fremdherrschaft bleiben, von Afrikanern und Anamiten Befehl empfangen, bis ins Engste sich unter Eroberersgebot ducken, dann entkeimt diesem Zustand furchtbar ernste Gefahr; unendlich viel erstere, als aus den Weidenkätzchen von Bar-le-Duc aufbrach. Gefahr für die weiße Menschheit, nicht nur für Deutschland. Wäre Frankreichs Entschädigungverlangen aristeidisch gerecht: die Schuldsumme, die es heischt, ist in einem Menschenalter nicht einzutreiben. Der alternde Franzose sieht nicht, was dem helleren Blick des jungen allmählich tagt; daß die ungeheure Größe des Weltunglückes, das wir erleben, jeden Weg in gerechte Sühnung verwüstet hat und nur den schmalen Pfad in Lebensgemeinbürgschaft offen ließ. Ist Europa noch rettbar, dann nur durch ein Direktorium, das, ungehemmt von nationaler Eigensucht, ohne Rücksicht

und Vorblick auf Grenzstein und Schlagbaum, alle Kräfte europäischer Erde und Menschen so zu Nutzung ballt, als sollten sie einem Lande, dem von höchster Wirthschaftweisheit verwalteten, dienen. Zwei an eine Planke Geklammerte, in dunkler See über Wellenberge Geschleuderte sind verloren, wenn sie Zeit und Hirn an den Zank vergeuden, wie das Unrecht, das vor dem Schiffbruch Einer dem Anderen that, zu tilgen sei. Weil Das die Welt einsieht, wird Frankreich, trotz behendester Diplomatie, immer wieder in Streit, leisen oder lauten, mit den ihn Verbündeten gleiten. Schon ist auf beiden Seiten die Erbitterung so tief, daß unbesonnene Deutsche sich ihrer freuen. „Die Engländer haben Alles, Kolonien und Schiffe, erhalten, wir nichts; und wie sieht, was sie, auf winziger Front, ohne Offensivkraft, im Krieg thaten, aus, wenn mans unserer Leistung, unseren Leiden vergleicht?" „Die Franzosen sind unheilbar verrückt. Ihr Kolonialreich, das schon zuvor ihr Siedlervermögen überstieg, ist noch, durch Kamerun und Togo, vergrößert worden; von den deutschen Schiffen erhielten sie den ihnen gebührenden Theil; fünfzig, gar hundert Milliarden Francs kann kein Engel, kein Teufel ihnen ins Schatzamt zaubern. Sind denn wir Briten, mit der Bolschewikenseuche auf der Straße nach Indien, als Schuldner der Vereinigten Staaten, die mit hundertmal größeren Machtmitteln als jemals das kaiserliche Deutschland unsere Seeherrschaft bedrohen, etwa in besserem Stand als vor dem Krieg? Frankreichs Begehren kommt aus blindem Aberwitz und kann dem Erdtheil noch gefährlicher werden, als ihm gestern die Kaiserei war." Amerika blickt auf die wider einander murrenden Partner kühl, manchmal eisig; und die Hoffnung, Feindschaft gegen England werde, wenn erst Herr Harding im Weißen Haus thront, den Enkeln Lafayettes noch einmal amerikanische Hilfe werben, wird ihre Heger äffen. So stehts. In dem nicht entwaffneten, nicht bis in den Lebensnerv getroffenen Frankreich von 1871 mußte Moltke für die Zeit der Schuldtilgung den Weg in die Hauptstadt dem Heer offen halten. In dem Deutschland, das (nach der in Brüssel der Finanzkonferenz vorgelegten Denkschrift) jeder Reichs-

wehrmann jährlich vierundzwanzigtausend Mark kostet, dem Noth also völlige Entwaffnung aufzwingen wird, ist solche Vorsicht unnöthig. Wie lange noch tobt kindisches Spiel? Der Rachekrieg mit der russo-borussischen Schlacht an der Elbe und dem Ludendorff-Trotzkij-Wirbel „in Frankreich hinein", ist leerer Wahn; der Versuch wäre das einzige, aber ein sicheres Mittel, noch einmal die Welt, wahrscheinlich mit Einschluß manches gestern Neutralen, gegen uns zu einen. Die zwischen Archangelsk und Essen heute und morgen herstellbare Munition würde nicht für den Verbrauch dreier Kriegstage zulangen. Der Nimbus der Rothen Armee ist gebleicht, seit sie Polens schwache, unausgebildete Streitkraft nicht bändigen konnte. Selbst wenn die Moskauer, denen der härteste Winter dräut, noch mächtig und schon unklug genug zu Unternehmung solchen Krieges wären: von Schwergeschütz, Flugzeug, Tanks, Minen, Giftgasen der Angegriffenen würden die Heerhaufen Ost- und Mitteleuropas weggemäht. Wer alltäglich zu Rache, zu Sturmlauf gegen den „Schmachfrieden", den „Schandvertrag" ruft, muß erwarten, daß ihn der Sieger als unversöhnlichen Totfeind behandle. Die Regirung der Deutschen Republik dürfte das schädliche Gezeter der Alldeutschen, „Nationalbolschewiken" und Haßzüchter nicht ohne Widerspruch ins Weite schallen lassen; nicht draußen den Glauben nähren, daß in Deutschland fast nur schnaubende Nationalisten und von Vernichtergier glühende Sozialisten leben, deren Vorhuten unter dem Stahlhelm einander kameradschaftlich zublinzeln. Diesem Deutschland kann der sanfteste Westen kein anderes Schicksal wünschen als das von Cato den Karthagern zugedachte. Nie war Nothwendigkeit klarer. Da Kriegsbereitung (der von ethischem Bedenken Freiste, dem Streben auf die reine Höhe des Humanismus Fernste muß es erkennen) nutzloses Verbrechen und Begräbniß eines Jahrhunderts deutscher Schaffenskraft wäre, ist würdige Friedensbereitung gebietende Pflicht. Die kann uns Frankreich erleichtern und erst dadurch auch Widerspenstigen aufnöthigen. Niemals war und in Aeonen wird ihm nicht wieder solche Gelegenheit, uralten Hader zu schlichten und das überwundene Deutschland für Men-

schenewigkeit zu versöhnen. Wer das deutsche Volk von dem Albdruck der Fremdherrschaft und Zinshörigkeit erlöst, wers in Arbeitgemeinschaft, dem Sieger höher als dem Besiegten zinsende, und Gleichberechtigung einlädt, darf unverjährbarer Dankesrente gewiß sein. Erneuet, bis in Vernichtung einer der zwei Nationen, den Krieg oder füget Euch, endlich, in den Menschheitwillen zum Frieden!

Arbiter

Präsident Millerand ist nicht Lothringer, hat nicht vor Preußenbaracken als Knabe das Fäustchen geballt. Sein breitstämmiger Rumpf trägt den Dickkopf eines nüchternen Advokaten. Keiner sah ihn je unter den Buhlern um Beifallsgunst. Weil er Arbeiter, nicht Schwätzer und Coulissenschieber, war, gefiel er dem alten Galliffet mehr als alle anderen Kollegen. Nie hat er den Tadel gescheut, den Abschwenkung aus der festen Reihe „Unentwegter“ einträgt. Nicht, da er von Jaurès zu Waldeck, dem Patron der stärksten Großkapitalisten, ging, noch, da er als Anwalt die Entschädigung der Geistlichenorden forderte und erlangte, zu deren Entmachtung und Verarmung er selbst als Minister mitgewirkt hatte. Als Poincarés, dann, im Herbst 1914, Vivianis Kriegsminister that er, was ihn Patriotenpflicht dünkte; drängte sich aber nicht ins Licht und putzte, mit zornlosem Lächeln, den Kneifer, als die Genossen von ehedem, die der Krieg doch auf seinen Weg getrieben hatte, ihn der Neigung in Diktatorsgelüst ziehen. Im Elsaß pries er die deutschen Gesetze, die Alte, Invalide, Arbeitlose vor der ärgsten Noth schützen, und empfahl ihre Ausdehnung in den ganzen Bereich der Republik. Er huldigte dem Erblasser Clemenceau und bog still dann von dessen Weg ab. Im besetzten Gebiet warnte er vor unnöthiger Quälerei des Rheinvolkes. Seit Deschanel zum furchtsam zitternden Schatten einschrumpfte, war der Ministerpräsident zugleich Staatshaupt und trug beide Würden ohne den Helmbusch (panache), der die Menge herbeiwinkt. Er wird die Doppelbürde weitertragen, bis er (vor der auf den Tag des Waffenstillstandes von 18 verlegten Feier der fünfzigjährigen Republik) sein altes Kabinet durch ein neues ersetzt, das, vielleicht, die

Herren Briand, Poincaré, Viviani, Tardieu, Loucheur vereinen wird. Freund Viviani ist noch auf dem Heimweg aus der Neuen Welt und Herr Briand, der dritte „Verräther des Sozialismus“, wartet gern das Ergebniß der Verhandlungen von Brüssel und Riga ab, die, in jedem Fall, die Ausblicksmöglichkeit weiten werden. Herr Georges Leygues, der neben Millerand im Kabinet Waldeck-Rousseau saß, unter Clemenceau die Marine hatte, von einem ihm nicht verwandten Waarenhausbesitzer viele Millionen zu erben wußte und jetzt zum siebenten Mal Minister ist, bescheidet sich in das Aemtchen des gehorsamen Figuranten. Die Eingeweihten hat dieser Entschluß zu einem Interim, einer „Regirung für die Dauer der Parlamentsferien“ nicht verstimmt. Matin, Journal, Petit Parisien sangen dem neuen Elysier Jubelhymnen. Die Loblieder der Konservativen jauchzten fast allzu laut. Herr Capus, dessen Leitartikel weder so niedlich noch so voll heiterer Hoffnung sind wie seine Plauderstücke, spürt „in den Geistern ringsum schon die Skizze einer neuen Lehre vom Wesen der Republik“ und grüßt den Präsidenten Millerand als den zu Wandlung von Theorie in Praxis Tauglichsten. Links nur rumort es. „Sinken die Minister zu Marionetten des Präsidenten herab, so trifft ihn auch jedes Mißtrauensvotum, wird aus ministerieller stets präsidiale Krisis. Das soll ein Fortschritt sein? Strohfeuer; wenns verprasselt ist, hat nichts sich geändert.“ (Le Rappel.) „Herr Millerand hat wieder mal sein Gewehr umgeschultert. Den Motiven dieses mit Fregoli wetteifernden Maskenkünstlers nachzuforschen, ist nicht unsere Sache. Immerhin könnte er vergangener Zeit gedenken und, in Erinnerung an die Heftigkeit seiner Rede, die Verfolgerwuth nicht weiter treiben als einst die Minister, die den Bourgeois rüffelten und knufften.“ (Le Journal du Peuple.) „Ein Mann, der Jahre lang unter uns Sozialisten saß, dann jedes Versprechen brach, das Vertrauen der armen Leute, die ihm auf die Höhe halfen, mißbrauchte, ist nun, durch die Gnade der ärgsten Reaktionäre, ins oberste Staatsamt gehoben worden. Dem Kapital, gegen das er uns in Sturmangriff führte, hat er Sicherheit verbürgt. Er ist der Mann des Vatikans, der Ka-

tholischen Kirche, der europäischen Gegenrevolution; hat alle Glaubensartikel seines Lebens mit Füßen getreten. Die gelassene Seelenruhe, die er in unsittlichem Handeln bewahrt, und der Erfolg, der ihm lohnt, vertiefen nur unseren Ekel vor dem abscheulichen Staatswesen, dessen Hauptstütze er fortan ist." (Abgeordneter Cachin in L'Humanité.) Beiden Chören, dem vom Ehrenmahl und dem von Tarpejas Fels her schallenden, fehlt Gleichmaß, richtiger Takt. Der von einem Gefeierte, von einem Geschmähte wird aus den Sehnen und Bändern, die ihm Natur gab, gezerrt. Er ist weder Heiland noch Ungeheuer: muß Eins davon, in Weihrauch oder Schwefelqualm, nun aber scheinen oder als Sternschnuppe ins Nichts zerstieben. Glaubenswechsel, der Zins trug, hat ihn auch den Gefährten, die Ehrfurcht erkünsteln, verdächtig gemacht. Packt ihn nicht die Furcht, kleiner zu sein als das Schicksal, das ihn nach oben riß? Ins Ruhrbecken lockt, aus dem Isarthal glimmt Irrlicht. Wer aus Deutschlands Blute die Rothkörper saugt, endet als einsamer Narr; und hätte den Docht gelöscht, von dessen trübstem Geflacker doch eine Lichtsträhne ins Dunkel des Nachbarlandes fiel. Wählt Bayern, das just in der Zeit deutscher Waffenabgabe, unter Frankreichs Segenwunsch, seine Wehrmannschaft paradiren, Markzettelgebirge verpulvern, die kärntener Schützen sich eingliedern heißt, morgen einen Staatspräsidenten, einen „König auf Probe", findet sein Drang in Decentralisation über die Vernunftgrenze ungeschmälerter Selbständigkeit hinaus Beistand, überwächst es, im Bund mit Oesterreichs Deutschen und Ungarns „erwachten Christen", das zersplitternde, in den Umfang des Tilsiter Friedens verzwergende Preußen, sprengt eine Südmonarchie oder monarchische Dreiheit das schwache Gefüge der Deutschen Republik: wäre unser Verlust dann Frankreichs Gewinn? Herr Millerand ist klug genug, die Frage zu verneinen. Nicht unklug genug, je zu bekennen, daß er selbst das kleinste Stückchen des Versailler Vertrages, in dem doch schon allerlei revidirt und rauher Wirklichkeit angepaßt ist, opfern wolle. Er weiß, daß Frankreich ohne Deutschland nicht leben kann; daß es als einzige Großmacht auf Europens Festland das

„Ausgleichsobjekt“ im anglo-russischen Machtstreit würde und seinen asiatischen Besitz an Japan verlöre; daß es auch in süddeutscher Monarchie, die von Militärkraft getragen sein muß, sich den Rächer erzöge. Die Französische Republik von 1870 muß mit der Deutschen von 1918 leben. Wer dieses Bundes Knüpfung vorbereitet, nichts Unkluges, nichts unklug, doch alles Erlangbare mit Bismarcks versailler Höflichkeit von Deutschland fordert, Der lebt nicht als Renegat, nicht als gieriger Anwalt der Macht in der Sage. Der thut, was die höchste Beredsamkeit der Lamartine, Hugo, Jaurès nur malte. Herr Millerand giebt sich gern als den Mann der „réalisation“. Als Solchen kann er sich nun erweisen. Noch, hofft Europa, liegt des Wachsthumes Gipfel vor ihm.

Plebis voluntas

„Bis diesen Günstling katholischer und jüdischer Bourgeoisie ein Himmelszeichen als zu Gebietersamt Berufenen erweist, können Sie lange warten. All Ihr Reden klingt wie schlaftrunkener Ton aus einem in spätem Frühling aufgethauten Posthorn. Ist der Präsident einer Republik denn Monarch? Und könnte Der selbst nach persönlicher Willkür Entwickelung hemmen und schleunigen?“

Wir kennen die Weise, kennen den Text. Der faulende Leichnam des Kapitalismus verpestet die Luft; der Athem des Proletariates, der Freiheit ist, verweht die widrigen Dünste. Das Antlitz der Erde sieht Bürger, deren „Klassenbewußtsein“ ruchloses Verbrechen, und Proletarier (auch, besonders in Redaktionen und Anwaltsstuben, „gelernte“), in denen dieses Bewußtsein rühmlichste Tugend ist. Weißgardisten stehen in fast schon hoffnunglosem Kampf gegen Rotharmisten; Weltrevolution verschlingt morgen, wie der Leu ein Zicklein, den Imperialismus. Völkerschicksal ist ein Produkt der Wirthschaft; entsteht aus dem ökonomischen Unterbau, wie Zucker aus Rohr oder Rübe, Vitriol aus Metall. Der Glaube an Persönlichkeit und deren gestaltende, umwandelnde Kraft ist Kindswahn. Wer nicht auf diesen Grundsätzen steht, ist Soldknecht des Kapitals oder wird auf dem Gnadenweg in den Rang des bürgerlichen Ideologen befördert. Was gestern auf dem Devisenmarkt prangte, ist

heute ohne Kurswerth. Wissenschaft: Phrasenschwindel im Dienste der noch herrschenden Klassen. Staatsmannskunst: Barbirergeschäft oder Gaunerei; Figaros oder Manoleskus Gewerbe. Diplomatie: Possenkram, von dem Ernsthafte nicht mehr reden. Industrie: Bereitung des Werkzeuges zu Knechtung der Landsleute. Unternehmerthum: Verschwörung zum Zweck gewissenloser Menschenausbeutung. Handel: die Nebelhöhle der Schieber. Der Einzelne ist nichts, die Masse Alles. Reif zu Weltherrschaft, längst zu Staatsleitung. Sie wird alles Irdische zehntausendmal besser organisiren und verwalten, als bisher möglich ward, und nebenbei noch den Kulturbesitz der Menschheit ins heute Unahnbare mehren. „Die Masse ist nur der Rohstoff, aus dem Menschen gemacht werden sollen. Ists so denn nicht in der Welt alles Lebens? Welcher Unterschied zwischen einer unkultivirten und einer kultivirten Thierfamilie, einem verwahrlosten Gassenköter und einem Pudel, dessen Vorfahren schon gut gefüttert wurden, gepflegten Stimmen und edler Musik lauschen mußten. Der ‚Volksbote‘ handelt gewissenlos, wenn er tagein, tagaus die Irrlehre verbreitet, nur die Masse, die kompakte Mehrheit sei im Besitz von Moral und Freisinn, alles Laster aber, aller Seelendreck der Ausfluß feiner Kultur. Das selbe Blatt predigt ja täglich der Masse die Pflicht, günstigere Daseinsbedingungen zu erobern. Solche Eroberung müßte aber, wenn die Grundlehre richtig wäre, geraden Weges in Verderben führen!" Der so spricht, wird von Schimpfruf und Steinwurf durch die Straßen gehetzt und als Volksfeind geächtet. Der Volkshöfling spiegelt sich in unzerbrochenen Scheiben. Wie die Schranzen dem König vorgirren, Himmelsgunst habe ihm höhere Weisheit gespendet als dem Gewimmel der Unterthanen, so trieft von der öligen Lippe des Demagogen die Schmeichelrede, der Instinkt der Masse irre nie und sie dürfe ihm darum fester vertrauen als den Gelehrten, von Kultur Belekten, deren Lockpfeife immer in Sumpf verleitet. Uebertreibung? Leset im letzten Septemberaufruf der Unabhängigen Sozialisten gegen die kommunistischen Sprenger des Parteiverbandes den Satz: „Nur das Selbstbestimmungrecht der Massen bietet Schutz gegen sektenhaftes Erstarren; nur ihre aktive Selbstbethätigung giebt Gewähr für den Sieg

in unserem revolutionären Kampf." Höret, was der Kommunist Rühle nach der Rückkehr aus Moskau (in Pfemferts „Aktion") sagt: „Nach dem Nationalschema (Patent Lenin) ist Revoution Parteisache und Partei eiserne Disziplin, Führerherrschaft, straffster Centralismus und Militarismus. Ins Konkrete übertragen, heißt dieses Schema: Oben die Führer, unten die Masse. Oben: Autorität, Bureaukratismus, Personenkult, Führerdiktatur, Kommandogewalt. Unten: Kadavergehorsam, Subordination, Strammstehen; ein multiplizirtes Bonzenthum. Wir lehnen diese Methode ab. Unbedingt. Kategorisch. Sie wäre ein Unglück. Mehr als Das: sie wäre ein Verbrechen. Sie würde ins Verderben führen." Der ganze, in seiner Wirkung auf Deutschlands Arbeitervolk kaum noch ermeßliche Streit des westlichen Sozialismus gegen den östlichen Kommunismus wird unter der Losung ausgefochten: „Die Dritte Internationale ist Führerdiktatur; Moskau will die Masse; die Welterlöser, entmachten."

Den Unabhängigen ists Nothwehrmittel. Unter widrigem Wind haben sie, in zäher Arbeit, tapfer der Fluth Land abgerungen, ohne die festgemauerte Organisation, die dichten Fangnetze der Presse und Sekretariate, ohne die vollen Kassen der alten Gewerkschaften und Partei, Millionen hinter ihre Sturmfahne geschaart und, trotz allen Fehlern des letzten Jahres, nicht das aus Ost mit Hohn und Haß über sie hinfegende Gewitter verdient. Ihr ärgster Fehler war der Glaube, Wortschmaus werde die Moskauer sättigen. Deren Leistung priesen sie (außer Herrn Kautsky fast alle Namhaften) eifernd, ohne Vorbehalt, bestrahlten täglich „Sowjetrußland" aus jedem Scheinwerfer, ehrten es als das erhabene Muster revolutionärer Weltenwandlung: und wußten doch schon, daß sie diesem Muster nicht nachstreben durften; daß in Deutschland Untergang bereiten müsse, was in Rußland einzige Rettungmöglichkeit sein mochte. („Seit ich sah, daß unser Volk jedes Leid geduldig zu tragen, noch aber nicht ehrlich und emsig zu arbeiten vermag, singe ich der Tollkühnheit Lenins, die meinem natürlichen Mitleidsempfinden zuerst beinah Verbrechen chien, als heiligem Wahnsinn einen Hymnus": also sprach Gorkij.) Auf einer Trümmerstätte über unerschürften Schatzfeldern die paar morschen Mauern niederreißen, damit

Raum für haltbar modernen Neubau werde, stoßen, was wankt, was vor der Reife modert, doch nicht fallen will, kann Muthigen Pflicht befehlen. Das arme, erst an den Rändern faulige Deutschland, das nur von dem Fleiß der Arbeiter und (hier kaum irgendwo müßigen) Unternehmer lebt, sammt dem Apparat seiner Technik in Trümmer schlagen, langsam genesende Wirthschaft in Chaos umstürzen, ohne den Erdreichthum, der Neugestaltung verbürgt: Frevel des Kindes, das aus Neugier ein brennendes Licht in den letzten Strohsack der Eltern steckt. Der Bolschewismus hat uns viel, der sittlichen Struktur noch Wichtigeres als der wirthschaftlichen, zu lehren; blind gehorsamer Nachahmungversuch müßte Deutschlands Grab schaufeln, wenn ihn nicht die ungestüm rohe Kraft deutscher Menschen (die, bedenkets wohl, Kommunisten, nicht geduldig weiche, nach Leid lechzende Russen sind) in Blutmeer ertränkte. Warum hehlten die Unabhängigen, was ihnen mählich bewußt geworden war? Weil sie fürchteten, die Massen zu verstimmen, denen der Glaube an das Rußland der Räthe den nie ererbten an das „bessere Jenseits" ersetzt. Hatte die Fraktion nicht hundertmal feierlich gelobt, immer, auf jede Gefahr, auszusprechen, was ist? Darf als Unabhängiger stolziren, wer von der Sucht nach Volksgunst geknebelt wird und die Lippen zusammenpreßt, weil sein Athem das Segel des Nachbarkahnes blähen könnte? Erst, seit Moskau ihnen barsch die Thür gesperrt hat, ist ihr Mund entriegelt. Seitdem hagelt aus ihm grobkörnige Kritik. Sogar Schutzpatron Ludendorff und Metzgergenosse Enver muß jetzt aus dem Dunkel. Zu spät. Auch der von Manchem als ein Meisterstück begrüßte Kniff, das Problem, dessen Grundfrage doch vor die Wahl zwischen unbarmherzig gewaltsamem Umsturz und kräftiger, aber menschlicher Schleunigung der Evolution zwingt, auf die Spitzenworte „Führer" und „Masse" zu stellen. „Die Kommunisten wollen Herrschaft der Führer, wir die der Masse. Dürft Ihr da zaudern?" Nur das Nein ist gewiß. Wahrscheinlich aber, daß ihm der (unartikulirte) Bescheid folgt: „Wir, deutsches Industrievolk, sind nicht, wie König Eitel Faulpelz, mit Schmeichelspeck zu ködern. In uns ist viel heiliger Ernst, auch schon mehr Fachkenntniß, als ein Maschinenrädchen in Menschengestalt braucht,

und mannichfaches Wissen von großem Werden in Natur und Kultur. Wir sind nicht dumpfgläubig, nicht in Zwielicht wirr wie der dem Dorfpopen in die Fabrik entlaufene Russe, und sehnen uns niemals in Traum von Heiligkeit oder Räuberwonne. So vollkommen aber, allweise, allgütig, tief ins Recht verankert, wie Ihr uns malet, sind wir nicht. Anständiger und reinlicher als der Bourgeois oft nur, weil uns nicht, wie ihm, Versuchung nahte. Als Steiger, Aufseher, Kleinmachthaber und, mit Verlaub, Abgeordneter oder Parteisekretär ist Mancher, auf den wir geschworen hatten, schlimmer als ein Herrnsöhnchen verwildert. Häßliche Mädel hüten die Jungfernschaft leicht. Ehe wir unsere Welt, in die der Versucher wenigstens nicht durch die Ehrenpforte Einlaß finden soll, bauen, müssen und wollen wir lernen. Noch sind wir zu Staatsleitung, gar zu Weltherrschaft nicht mündig; können nur die durch Naturmitgift oder Erlerntes Ueberragenden auf hohe Posten abordnen. Zuerst an den Quell der Bildung, danach an den der Macht! Gleichheit der Rüstung: dann Kampf ums Dasein und Auslese der Tüchtigsten. Sonst wird verkehrte Welt. Das, Alles, wißt Ihr. Wollt ja auch gar nicht, daß wir, als Masse, uns ins Führeramt heben. Was würde aus Euch? Unsere Kenntniß von Politik, Wirthschaft, Recht, Geschichte kommt aus den Reden, die Ihr hieltet, und den Artikeln, die Ihr schriebet. Aus Eurer Gedankenfabrik der Marx, den wir verehren. Weil Ihr der Dritten Internationale zu lau und schlapp sei, ist, plötzlich, ‚Masse' Parole und Führerschaft Unfug? Wir wollen Internationale. Die Zweite röchelt. Die Dritte ist unsere Hoffnung. Gehts nicht mit Euch, so ohne Euch. Feuerzungen hattet Ihr nie; waret niemals begeisternde, Graubärte noch in Triumph oder Tod fortreißende Führer. Drüben sind solche. Muß denn geschieden sein: Ihr wünschtet ja Herrschaft des Massenwillens. Und wir tragen so wacker bewährten Männern nicht nach, daß sie in der Klemme uns ein Bischen Hokuspokus vormachten. Aber wir müßten vor unseren Kindern roth werden, wenn wir Kaiser und Könige weggejagt hätten, um von Höflingen nun uns mit der Salbe beschmieren zu lassen, von der gottähnliche Majestät räudig geworden ist."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

„Das neue Europa“. Zürich, Wien, Berlin.

Das August-September-Heft der von Dr. Paul Cohn geleiteten Revue bringt den Aufruf eines Wiener Arztes Schrötter-Kristelli für die Wiederaufnahme des internationalen Austausches wissenschaftlicher Erkenntnisse. Die wirtschaftspolitische Studie „Weltvalutaeinheit“ von Dr. S. Mexin (Genf) befaßt sich mit dem Neuaufbau des zusammengebrochenen bisherigen Währungssystems. Aus dem sonstigen reichen Inhalt des lesenswerten Doppelheftes seien noch die Mitteilungen von Lord *** über „Die letzten Amtstage Czernins“ und eine Reihe belletristischer Beiträge hervorgehoben, wie „Lysaweta“ von Grete Urbanitzky usw. Einzelhefte und Abonnements durch Verlag Carl Konegen, Wien I, Opernring 3.

Für Inserate verantwortlich: A. Riehmann, Berlin.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57, Bülowstr. 66.